

3 Kioske am See [Fortsetzung]

Autor(en): **Brockhoff, Stefan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 18

PDF erstellt am: **22.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751735>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

3 Kioske am See

KRIMINALROMAN VON STEFAN BROCKHOFF

11. Fortsetzung

Es war ein sehr stiller Herbsttag. Im dunkelblauen Himmel schwammen zerfließende weiße Wölkchen, die bewegliche Schatten über den See warfen. So klar war die Luft, daß man in der Ferne deutlich die Türme des Großmünsters sah und auf der andern Uferseite die Bäume, deren Blätter sich bunt färbten, gelb und rot, als wollten sie mit Gepränge den nahenden Tod begrüßen. Durch das tiefgespannte Blau des Himmels sah Herbert ein eiliges Flugzeug dahinschießen. Sein Geknatter durchschnitt betriebsam die Stille über dem See, verlor sich lärmig nach Nordosten, dem Flughafen Dübendorf zu, wo es in sanftem Gleiten zur Erde ging.

Auch die Frau, die sehr aufrecht und mit kranken, glänzenden Augen vor dem Flugplatzrestaurant stand, dem Wind preisgegeben, vernahm das Knattern, sah die breitgespannten glänzenden Metallflügel. Ihr Atem ging unwillkürlich schneller, vielleicht würde sich jetzt die Kabine öffnen, vielleicht würde ein kleiner Junge herausspringen. Hoch hob sie den Brief empor, blau, dickes Büttchen und länglich. Es war, als winke sie mit diesem blauen Zeichen um Hilfe, aber niemand achtete ihrer. Da ließ sie die Hand wieder sinken.

Als das Knattern verklungen war, senkte sich die Stille über den See, über das weiße Haus draußen am Ufer. Von unten, aus der Küche, drang das eintönige schlepplende Kinderlied, dessen zahlreiche Strophen Elsbeth unermüdet vor sich hin sang. Sie ist beschäftigt, dachte Herbert, ich kann anfangen.

Vorsichtig schlich er über den teppichbelegten Flur. So weit er sich erinnerte, war das Zimmer der Frau Zerkinden das letzte, am Ende, links. Aber er irrte sich. Er hatte die Tür zum Badezimmer geöffnet. Als er sie wieder zuzog, knackte sie laut. Herbert schrak zusammen. Einen Augenblick Spannung, Horden, Warten. In seinen Schläfen rauschte hörbar das Blut. Gott sei Dank, Elsbeth sang harmlos ihr Kinderlied. Die Türen rechts außen ließ sich geräuschlos öffnen. Und Herbert stellte zufrieden fest, daß es die richtige Tür war.

Das Schlafzimmer Ina Zerkindens träumte in den Nachmittag hinein. Durch die heruntergelassenen gelben Vorhänge tröpfelte spärlich das Licht. Es roch leise nach Lavendel. Ueber die schwere Steppdecke glitt ein langer verirrter Sonnenstrahl wie ein schmales goldenes Rohr, bis an die bläulich getönte Tapete, an der einige alte Trachtenbilder hingen. Ein hoher glatter Mahagoni-Schrank, einige geflochtene Stühle, ein zierlicher Damenschreibtisch neben einem kleinen Recamier-Sofa.

Noch einmal hielt Herbert angespannt den Atem an. Stille lag das Haus. Nichts rührte sich. Im Schrank steckte der Schlüssel. Ohne zu zögern, riß Herbert die Tür auf.

Kleider, Mäntel, Wäsche, sehr viel Wäsche, duftend nach Lavendel und «Cloclo de minute». Mit ein paar raschen Griffen fuhr Herbert unter die Wäschestöße. Nein, hier lag nichts versteckt. Sauber und ordentlich türmte sich die weiße Leinenflut. Sorgfältig hängte er die Kleider wieder zurecht, schloß die Schranktür.

Die Fächer des kleinen Schreibtisches waren verschlossen. Alle, ohne Ausnahme. Bevor er den Dietrich aus der Tasche holte, öffnete er vorsichtig die Tür. Elsbeth sang in der Küche. Es war schon spät. Man mußte sich beeilen. Er betrachtete prüfend den Dietrich, ein Meisterwerk der Feinmechanik. Was er nun tun würde, war strafbar, er wußte es. Aber es blieb ihm keine Wahl. Wenn er sich irrte, wenn er nicht die Päckchen fand, die er suchte, konnte es ihm übel ergehen.

Aber er mußte sie finden. Sorgsam öffnete er die erste Schublade, Briefe, durch ein rosa Band zusammengehalten, schon etwas vergilbt, ein Kinderbild von Robbi, ein Amulett, ein Halskettchen, das war alles. In der zweiten Schublade fand sich eine alte französische Bibel,

auf deren Innenseite in zugleich zittrigen und zierlichen Buchstaben eine Widmung von Inas Mutter stand. Darin steckte ein Lesezeichen, ein Kalenderblatt aus dem Jahr 1928.

Die dritte Schublade setzte dem Dietrich erheblichen Widerstand entgegen. Der kleine Schreibtisch rutschte von der Wand, es gab ein schlurfendes Geräusch, über das Herbert heftig erschrak. Wenn nur die Elsbeth nichts merkte! Er stemmte sich fest gegen den zierlichen Schreibtisch, er riß, einmal, zweimal, dreimal, dann sprang die Lade auf. Er hörte das Zerreißen eines Papiers, das sich in Falten gelegt hatte, denn die Schublade war überfüllt. Dabei enthielt sie nur einen einzigen Gegenstand.

Es war dies ein mittelgroßes, für die schmale Lade jedoch zu hohes Kästchen, eingewickelt in hartes, schmutzig weißes Papier, das Herbert mit größter Sorgfalt abwickelte. Ein braunes Zigarrenkistchen kam zum Vorschein, duftend nach Tabak und beklebt mit dem bunten Papier der «Makedonia». In verschnörkelter Goldschrift stand «Saloniki 6» darauf. Herbert schüttelte verständnislos den Kopf. War dies eins der Päckchen, gegen die damals Ina vor langen Wochen im Rami-Pavillon sich verwahrt hatte? Ein harmloses Zigarrenkistchen, eines unter den Tausenden, die die Fabrik herstellte, eingewickelt... Aber da hielt Herbert inne. Auf diesem Papier standen sonderbare Worte. Wie eine Ueberschrift darüber gedruckt, prangte in sauberen Lettern: «Haushaltungsbuch der Hellas». Es folgten Zahlen, Kolonnen, Eintragungen. Warum, in Gottes Namen, war dieses Zigarrenpäckchen in ein Blatt aus dem Haushaltungsbuch der «Hellas» eingepackt? In ein hastig losgerissenes Stück aus einem Buch? Keine Firma der Welt pflegte ihre Waren so einzuhüllen. Also mußte Ina die Zigarrenkiste «Saloniki 6» selbst eingepackt haben, hastig, kunstlos, in offensichtlicher Eile. Wie kam Frau Zerkinden zu einer Seite aus dem Haushaltungsbuch der Yacht? Warum versteckte sie dieses Kästchen Zigarren?

Das farbig bedruckte Kontrollband des Kistchens war bereits aufgeschnitten. Das Päckchen war also schon geöffnet worden. Als Herbert jetzt den Deckel hob, fand er Zigarren, 20 Stück, mittelgroß, bräunlich-dunkel, duftend. Er entfernte vorsichtig die obere Lage. Aber darunter fanden sich nur weitere, schön geordnete Zigarren, verdickt in der Mitte, und an den Enden spitz zulaufend.

Herbert zog sich einen Stuhl heran. Wie erschöpft vor schwerer Arbeit sank er auf das weiße Polster. Fassunglos startete er auf das Kistchen, auf die Zigarren, die er herausgenommen hatte, auf das harte Stück Papier. Das war alles? Dazu der ganze Aufwand? Die geheimnisvollen Briefe, mit denen er Ina und Gaston weglockt hatte, um ungestört an die Arbeit zu gehen, eine Arbeit, die gesetzwidrig war und nur zu verteidigen, wenn sie Erfolg hatte! Und all das, um in einer Schreibtischschublade ein ganz gewöhnliches Zigarrenkistchen, ohne irgendwelches Geheimnis, ohne ein aufschlußreiches Zeichen!

Er mußte etwas finden! Er mußte! Noch einmal ließ er die Zigarren durch seine Hand rollen. Dann kam ihm die Idee. Mit einer harten Bewegung brach er die Zigarre auseinander. Fassunglos, mit einem ungeheuren Erstaunen betrachtete er die beiden Hälften, die er in der Hand hielt.

Nebel über dem See.

Nichts war zu sehen von den Ufern, die irgendwo hinter der grauen Nebelwand liegen mußten, zugedeckt schien die Welt mit wehenden Schleiern, äffenden farblosen Gebilden, die sich zusammenballten und entwir-

ren, unfaßbar durchdringend und feucht. Lückenlos war die Nacht, kein Mond, die Sterne verhängt. Finsternis und Feuchtigkeit fraßen das ärmliche Licht der Laternen, die irgendwo, nicht weit entfernt, die Straße säumten, Finsternis und Feuchtigkeit schwammen über dem großen ungefügen Holzboot, das glucksend auf dem Wasser schaukelte. Es stand und wartete. Von Zeit zu Zeit senkte der junge Mann mit den forschenden braunen Augen über breiten Backenknochen den Blick, tauchte das rechte Ruder vorsichtig in den See und brachte den Kahn in die vorgeschriebene Stellung. Man sprach nichts. Stumm saßen sich die vier Männer gegenüber. Bewegungslos starteten sie aneinander vorbei, als wäre schon ein getauschter Blick eine Verständigung, die sie hätte verraten können. Der älteste, ein Mann in den Vierzigern, leicht beleibt, warf von Zeit zu Zeit einen spähenden Blick nach rechts, als erwarte er, da irgend etwas zu finden. Aber immer wieder wandte er den Kopf zurück und zuckte die Schultern. Dann sah er auf die Uhr. Es war dreiviertel zehn. Aus der Finsternis drangen tausend Geräusche. Leichter Wind hatte sich erhoben. Man spürte, wie er den Nebel hin und her schwenkte, der sich in kleinen sprühenden Schauern über die Gesichter legte. An die Holzplanken klatschten leise die Wellen mit unzufrieden murrenden Geräuschen.

«Immer noch nichts?» flüsterte der junge Mann. Der Ältere schüttelte den Kopf. Die beiden anderen, kräftige Gestalten, wie es schien, rührten sich nicht. Sie hatten die Ruder eingezogen, aber ihre Hände umschlossen die Griffe, als rechneten sie damit, jeden Augenblick den Befehl zum Starten zu bekommen. Aber sie mußten noch warten.

Lauter wird das Glucksen des Wassers, man hört es rauschen und niedertropfen. Die Männer im Boot drehen sich um, denn in ihrem Rücken erhebt sich Geräusch: Ruder, die sich senken und wieder herausheben, das leise Quietschen der Lederriemen, in denen die Holzschaukeln sich bewegen, das reibende Gleiten eines Gegenstandes, der durchs Wasser zieht, das klatschende Hüpfen eines Bootes, das über die kleinen Wellen springt und sich nähert. Noch sehen sie nichts, denn der Nebel hängt um sie wie ein Vorhang, schwankend und undurchdringlich. Für einen Augenblick zerreißt die weiße Wand, der junge Mann glaubt ein Boot zu erkennen, das rasch näherkommt, drei Männer, die rudern, vorgebeugt, zurückgelehnt, vorgebeugt, zurückgelehnt — in gleichmäßigem Takt. Dann aber verschlingen die dichten Schleier wieder das lichtlose Bild, man hört nur noch die eintönigen Schläge und das Rieseln der Wassertropfen, die von den Rudern in den See zurückfließen. Von der Uferstraße tönt das Gellen einer Autohupe herüber, ein Velofahrer klingelt schnell und ängstlich mit der Schelle. Das zweite Boot ist jetzt ganz nah gekommen, es hält an, und seine Planken reiben knirschend gegen das Holz des anderen Kahnes.

«Ist es noch nicht so weit?» fragt der eine der drei herüber.

«Nein», antwortet der kleine dicke Mann aus dem anderen Boot. «Immer noch kein Zeichen», dann sieht er wieder auf seine Uhr. Es ist 5 Minuten nach zehn.

«Ob der Allemann auch richtig aufpaßt?» fragt der junge Mann etwas besorgt. Aber er bekommt keine Antwort. Denn von weit, von ganz weit — oder scheint es nur so entfernt hinter den ziehenden Nebelfetzen? — von der Uferseite her dringt plötzlich ein schwacher Schein. Er schwankt unbestimmt und unruhig wie ein Korken auf stürmischem Meer, senkt sich, taucht wieder auf, als schwenke jemand eine leuchtende Fahne. Die Nebelwellen werfen das Licht zu und tragen es weiter,

(Fortsetzung Seite 556)

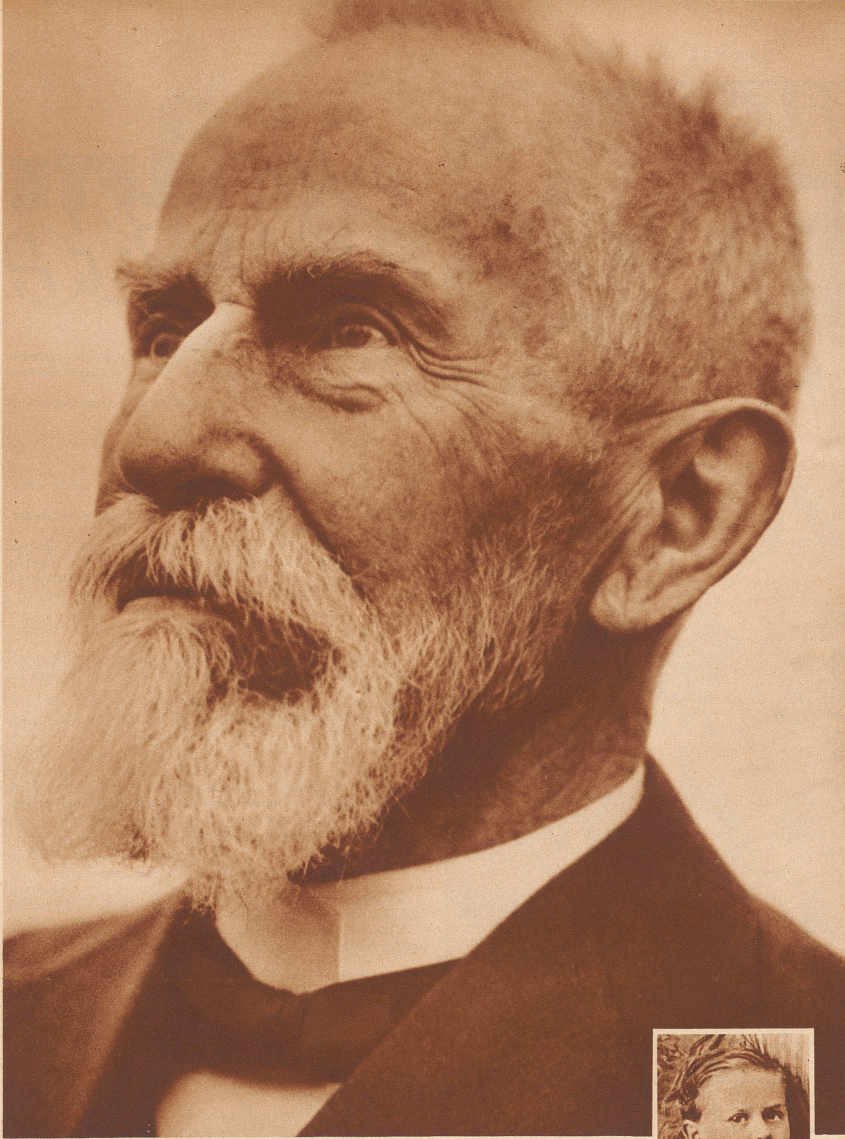


Photo Hans Staub



Vierjährig - Quatre ans

Professor Dr. Eugen Bleuler achtzigjährig

«Mein früherer Assistent», schreibt der berühmte August Forel in seinen «Lebenserinnerungen», «Direktor Bleuler in Rheinau, wurde dort immer mehr geschätzt, und er arbeitete so riesig, daß er nicht mehr schlief. Er erklärte mir sogar, der Schlaf sei eine schlechte Gewohnheit. Die Folge war, daß er einmal plötzlich umfiel und fünf Stunden bewußtlos lag; — man konnte ihn einfach nicht mehr aus dem tiefen Schlaf wecken. Seitdem lernte er, daß der Schlaf doch eine gute Gewohnheit sei.» So war Bleuler, der am 30. April seinen 80. Geburtstag feiert, zeitlebens — ein unerhörter Arbeiter. Schon als Gymnasiast, während den Vorbereitungen auf die Maturität, schlief er nur seine vier Stunden, und später arbeitete er nach Gewicht. Magerte er infolge Schlafmangel zu sehr ab, dann genehmigte er sich etwas mehr Ruhe. Mit der Waage regulierte er seinen Schlaf. Fast wäre Professor Bleuler ganz, wie andere bedeutende Schweizergelehrte, in Deutschland hängen geblieben. Professor Gudden, der später mit König Ludwig von Bayern zusammen im Starnbergersee erkrankte, offerierte dem jungen Schweizer Psychiater eine Assistentenstelle in München. Doch er folgte dem gleichzeitig ergangenen Ruf Forels an die Zürcher Irrenanstalt Burghölzli. Ein Jahr später, 1886, übernahm er — erst neunundzwanzigjährig, die Leitung der Kantonalen Heil- und Pflegeanstalt Rheinau. 1898, als Bleuler zum Direktor der Kantonalen Irrenanstalt Burghölzli und als Professor für Psychiatrie nach Zürich berufen wurde, begann jene fruchtbare Tätigkeit, die seinen Weltruhm begründete. Als erster im deutschen Sprachgebiet schrieb er über die Hypnose. Freud dankt ihm, daß er, Bleuler, die Psychoanalyse gewissermaßen akademiefähig gemacht und Bahnbrecherdienste für sie geleistet hat. Bleulers klassisches «Lehrbuch der Psychiatrie», das in Englisch, Spanisch und Russisch übersetzt wurde, trat seinen Siegeszug um die Welt an, und das Buch über «Schizophrenie» sicherte dem Zürcher Gelehrten einen Ehrenplatz in der Wissenschaft. Fast bekannter noch im Schweizervolk wurde Bleuler durch seine alkoholgegnerischen Arbeiten. 1886 unter Forels Einfluß abstinent geworden, entfaltete Bleuler im Alkoholgegnerbund und im Guttemplerorden jahrzehntelang eine unermüdete Aufklärungsarbeit in Vorträgen, Zeitungsartikeln und Broschüren über die Alkoholnot. Er schuf und leitete 1889 die erste Trinkerheilstätte und stand an der Wiege der ersten alkoholfreien Wirtschaften. Ob er mit Ehrungen ausgezeichnet worden sei, möchte ich gerne wissen. O ja, antwortete der Jubilar. Die Berliner Universität verlieh ihm den medizinischen Ehrendoktorhut und ... er stockt. An anderes kann er sich nicht mehr erinnern, da beim letzten Umzug die Mappe mit den Ehrendiplomen abhanden kam. Amerikanische, englische, holländische Psychiater- und Aerztevereinigungen hätten ihn ausgezeichnet. Aber Näheres wisse er nicht mehr. Das sei ja auch nicht so wesentlich. F. H.

Le professeur Eugen Bleuler, dont on fêtera le 30 avril le 80^{me} anniversaire, est un des grands suisses qui enrichissent le patrimoine national. A peine ses études de médecine terminées, il était appelé à Munich comme assistant du professeur Gudden, celui même qui se noya dans les eaux du Starnbergersee avec le roi Louis II de Bavière. Mais dans le même temps parvenait au jeune psychiatre un appel d'Auguste Forel alors directeur du Burghölzli (asile de fous) de Zurich. C'est cette seconde offre qu'il accepta. L'année suivante (1886), à l'âge de 29 ans, il se voyait confier la direction de l'Hôpital cantonal de Rheinau. Directeur du Burghölzli et professeur de psychiatrie à Zurich (1898), Bleuler publia alors une série d'études médicales sur l'hypnose, la schizophrénie, la psychiatrie qui lui valurent un renom universel. Sous l'influence de Forel, il avait entrepris dès 1886 de combattre l'alcoolisme et fut par la suite le promoteur des restaurants sans alcool. Docteur h. c. de nombre d'universités, membre d'honneur de sociétés savantes américaines, anglaises, hollandaises, etc., le professeur Bleuler a vu reconnaître sa science et son autorité par le monde entier.

hinaus in den See, wo die beiden Boote warten, dicht aneinandergedrückt und hart sich scheuernd.

«Das Licht!» ruft der junge Mann, «das Licht aus dem Kiosk», als sei nur er es, der es gesehen hätte. Die anderen nickten. Der kleine Dicke fährt mit der Hand durch den Nebel, als wolle er die Schleier zerreißen, und dem matten Schimmer aus dem Kiosk einen freien und unbeschwerten Weg bahnen. Einen Moment blickt er dem Licht schweisgsam entgegen. Es schwankt und gleitet, neu aufblitzend, und gleich wieder schwach und ver-sickern.

Dann richtet der Mann sich auf und sagt leise, aber bestimmt: «Also los!»

Mit einem kräftigen Stoß rücken die Boote voneinander ab. Dann senken sich vier Ruderpaare klatschend in die Flut.

Der Fuchs im Bau.

Das Knattern hört auf, denkt Robbi. Ob wir wohl schon in Amerika sind? Mit der «Normandie» braucht man vier Tage. Robbi strengt sich sehr an. Er will ausrechnen, wie lange er schon in diesem dunklen Zimmer ist, aber er kann es nicht. Dazu müßte man wissen, wann Tag ist und wann Nacht. Wenn man viel schläft, vergißt man das, und das einzige, was Robbi bestimmt weiß, ist, daß er viel geschlafen hat. Noch immer brummt es im Kopf. Wie er jetzt langsam die Beine aus dem Bett hebt, merkt er, daß es ganz gut geht. Vorsichtig stellt er die Füße auf den kalten Boden. Sie zittern noch ein bißchen, und er hat das Gefühl, als gehörten sie gar nicht zu ihm. Auch als er sie nun in Bewegung setzt, gehen sie ihren eigenen Gang, unsicher, stolpernd, so daß man Angst haben muß, hinzufallen. Mit der linken Hand hält er sich am Bett fest. Gar kein Licht gibt es. Gerade will er tiefer ins Zimmer dringen, da erschrickt er sehr und muß sich wieder setzen. Und jetzt brummt der Kopf wieder, ganz heiß wird ihm, mit den Händen krallt er sich in die Bettedecke.

Er hat Schritte gehört. Da — jetzt wieder. Deutliche, kräftige, vernehmliche Schritte. Immer näher kommen sie, und es müssen viele Männer sein, überall sind sie, links, rechts, über ihm, denn die Decke knarrt. Im ganzen Hause gehen sie auf und ab. Robbi will sich zusammennehmen, aber die Angst ist stärker. Jetzt werden sie mich wieder holen, denkt er, und noch weiter weg-schleppen, aber ich will nicht, ich will nicht.

Ihm ist, als begänne das Zimmer zu schwanken. So wie es am Anfang war, als er hierher kam. Er hockt wie ein verängstigtes Tier auf dem Bettrand. Wie es in den Ohren saust. Immer lauter wird es, immer lauter, Schritte rings um ihn, rechts, links, oben, unten. Er sieht Schuhe, viele Schuhe, die auf ihn zukommen, über ihn hinweggehen wollen. Da schlägt er die Hände vor die Augen und weint. Es ist zunächst ein leises Schluchzen, das wohl tut, er gibt sich ihm hin, willenlos und entspannt. Jetzt fließen die Tränen, das ganze Gesicht schon ist naß, das Weinen reißt ihm mit fort, er ist allein, niemand hilft ihm, und er hat Angst, würgende Angst.

Wenn nur die Mutter da wäre, sie würde wissen, was man gegen diese Schritte tut, wie man herauskommen könnte, aus diesem dunklen, schwankenden Zimmer. «Mammi!» ruft er unhörbar, das Schluchzen erstickt die Stimme. «Mammi!», jetzt klingt es lauter, es tut gut, die Schritte zu übertönen. «Mammi!», und wieder Schluchzen. Es ist ein ununterbrochenes lautes Weinen, dem der Knabe verfallen ist, doch es erleichtert ihn. Was lang aufgespeichert war, an Furcht, Not, Sorge, entläßt sich in diesem Tränenstrom. Wenn er sich rufen hört, undeutlich, aber vernehmbar, so ist es ein vertrauter Laut, der beinahe müde macht. «Mammi, Mammi» — Um Himmelswillen, was ist das?

Die Tür springt auf, hell flutet Licht in das Dunkel, zum ersten Male seit langer Zeit. Aber Robbi sieht nicht, wer hereinkommt. Er schlägt die Hände vors Gesicht, wirft sich aufs Bett zurück, vergräbt sich in die Kissen. Nichts sehen will er, nichts hören, vielleicht lassen sie ihn in Ruhe, wenn er sich versteckt.

Da ruft eine Stimme: «Robbi!», und er kennt die Stimme. Sie ist freundlich, wo hat er sie nur schon gehört? «Robbi», ruft es wieder, und eine Hand fährt freundlich über sein Haar. Ehe er sich aus seinem Versteck herauswinden kann, haben ihn zwei Arme schon hochgehoben, und ganz dicht über ihm ist ein freundlich-vertrautes Gesicht, das er kennt, dunkle braune Augen, weiches braunes Haar, er kennt das alles, das ist doch Herr Hösslin, der Freund von Gaston.

Mit beiden Armen klammert sich Robbi fest. Er legt dem Mann die Arme um den Hals, er ist glücklich und er weint. Mit den Aufschlägen von Herberts Weston wischt er sich die Tränen ab, doch das Gesicht wird immer wieder naß.

«Nicht weinen, Robbi!» sagt die tiefe freundliche Stimme, «jetzt ist ja alles gut.» Robbi glaubte es. Jetzt muß er nicht mehr in diesem dunklen Käfig büßen. Mammi hat Herrn Hösslin hergedrückt, um ihn zurück-zuholen.

«Ich heul' ja schon nicht mehr», sagt er und fährt mit der Hand über Augen und Nase. «Sind Sie extra nach Amerika zu mir gekommen?» fragt er.

«Nach Amerika?» macht der große Freund verwundert. «Aber wir sind doch gar nicht in Amerika.»

Robbi ist erstaunt. Weit reißt er die Augen auf. Wohin ist er denn gefahren... die ganze Zeit? «Nicht in Amerika,» macht Robbi erleichtert. «Ja, wo sind wir denn?»

«Du mußt jetzt ganz still sein, Robbi! Du darfst nichts fragen. Wir gehen jetzt da hinein. Da sind lauter Freunde von mir, sechs Leute, die tun dir nichts. Denen wirst du zeigen, daß du tapfer bist. Nichts fragen, Robbi, und hübsch still sein!»

Robbi fragt nichts und ist still, als Herbert ihn in den Nebenraum trägt. Das ist ein kleines Zimmer, holzgetäfel, und man sieht nur den großen Schreibtisch, auf dem eine flackernde, niedergebrannte Wachskerze festgeklebt ist. Am Schreibtisch sitzt ein kleiner, dicklicher Mann, der dem Kind freundlich zunicke, den Finger an den Mund legt, weil niemand sprechen darf. Dann kramt er in einer Tasche, aus der er eine Rolle Pfefferminz holt. Robbi darf sie alle haben. Es schmeckt angenehm kühl im Mund. Herbert stellt ihn wieder auf die Füße, der Knabe fühlt sich sicher und ist beinahe ein bißchen stolz, daß er mit all diesen großen Männern zusammen warten darf.

So verrinnt die Zeit. Die Männer, regungslos, im Dunklen, warten, angespannt, nehmen von Robbi keine Notiz. Er spürt, daß etwas Großes vorgeht. Er spürt, daß er sich benehmen muß, wie die Großen es von ihm verlangen. Er ist tapfer. Gern möchte er den Herrn Hösslin fragen, viel fragen, wann er Mamma wiedersehen würde, wie lange er hier bleiben müsse, warum man nicht sprechen dürfe — doch er fragt nichts. Seine kleine, raue Bubenhand, die sich anfühlt wie die eines Tieres, sucht die Herberts, die sich schützend darüberlegt. Doch immer, wenn irgendein Geräusch vernehmbar wird, wenn die niedrige Kerze unruhiger flackert, bewegt sich Herberts Hand, verläßt ihn, kommt dann nach einiger Zeit wieder zurück. Der dicke Mann im grauen Lodenmantel sieht nervös auf die Uhr. Es ist halb elf. Vorsichtig steht er auf, geht auf ein kleines rundes Fenster zu, durch das er hinausschaut. Aber er sieht nichts. Draußen zieht der Nebel vorbei, weiß und zäh, in dichten Schleieren.

«Siehst du noch nichts, Wienert?» fragt der eine der Männer. Der kleine Dicke schüttelt verneinend den Kopf und macht «Pssst».

Robbi erschrickt ein bißchen bei diesem Laut. Allmählich beginnt dieses Warten unheimlich zu werden. In dem flackernden Schein der Kerze sehen die Gesichter der Männer verzerrt und drohend aus. Riesengroß stehen ihre Schatten an der Wand. Jedesmal, wenn sie sich bewegen, entsteht ein Aufruhr in dem Schattenspiel, als verschoben sich die Wände. Zwei von den Männern ste-

hen an der Tür, das Ohr an die Wand gepreßt, und ihre rechte Hand ruht unbeweglich in der Tasche. Zwei andere hocken auf kleinen Sesseln, den Kopf in die Arme gestützt, einen Revolver neben sich, und vor der Tür, die zu dem dunklen Käfig führt, an den Robbi nicht mehr denken will, steht der fünfte, sehr wachsam und breit, denn er muß den Ausweg versperren.

Auf dem Schreibtisch liegt ein Häufchen grauer Scheine. Geldscheine, wie Robbi glaubt. Er verrenkt den Hals, um zu sehen, was darauf steht. Er sieht die Zahl «100», sehr verschnörkelt, dahinter ein großes Z, aber die Sprache, in der das Wort darauf geschrieben ist, kennt Robbi nicht. Es sind keine Franken, das bestimmt nicht. Gar zu gern wäre Robbi gegangen, um das geheimnisvolle Päcklein zu betrachten, aber er hat keinen Mut. Und jetzt hat er auch keine Zeit mehr, die Papiere anzusehen. Von oben hört er Schritte, sie werden lauter, die Männer blicken sich an, wechseln ein paar geflüsterte Worte, stehen in gespannter Bereitschaft, Robbi kann kaum etwas sehen, denn schützend stellt sich Herbert vor ihn. Er hört nur, wie die beiden, die auf den Höckern saßen, aufstehen und einen Schritt auf die Tür zugehen. Der kleine Dicke, den man vorhin mit «Wienert» anredete, kommt an den Schreibtisch und sagt leise aber scharf: «Achtung!» Rasch löscht er die Kerze. Es ist ganz dunkel. Nun vernimmt man von draußen Worte, halblaute Worte. «Heut werden wir nicht viel schaffen», sagt die Stimme, und Robbi sieht, wie der dicke Wienert mit dem Kopf nickt. Dem Knaben schlägt das Hez bis zum Hals, er klammert sich an Herbert fest, und er weiß in diesem Augenblick, daß er die Stimme schon einmal gehört hat. Wenn sie doch Licht machen wollten, denkt er, und in diesem Moment wird es hell.

Der Mann, der in der Tür steht, hat den Schalter gedreht. Furchtbar hell ist es, und in dem grellen Licht ist das Gesicht des Mannes für einen Augenblick erstarrt in Entsetzen. Der zweite hinter ihm, der rasch herbeigeiligt ist, will sich zur Wehr setzen, reißt einen Revolver heraus, aber der andere drückt ihm die Hand herunter.

«Lassen Sie doch, Strupp», sagt er ruhig. «Es hat wohl keinen Zweck mehr.»

Als die beiden Männer an der Tür ihn jetzt in die Mitte nehmen und seine Handgelenke fassen wollen, hebt sich sein Arm zu einer mechanischen Gebärde, und er streicht sich über das glatte schwarze Haar, in dem eine blendend weiße Silbersträhne liegt.

«Ich stehe zu Ihrer Verfügung», sagt er, und Kommissar Wienert erwidert: «Es ist gut, daß Sie keine Schwierigkeiten machen, Herr Xylander.»

Langsam verlassen sie das Zimmer. An der Spitze geht Kommissar Wienert. Er führt den Zug durch einen Raum, in dem man Motoren und Maschinen sieht, den Robbi nicht kennt. Vor einer dieser Maschinen macht Wienert Halt. «Das ist sie?» fragt er, und Eleutherios Xylander nickt.

Auf einem Tischchen daneben sieht Robbi wieder die grauen Scheine. Er nimmt einen in die Hand, und jetzt weiß er genau, daß es Geld ist. «100 Zloty» steht darauf und darunter «Bank Polski». Und als sie die kleine Treppe hinaufsteigen, weiß Robbi auch, daß er auf einem Schiff ist, auf dieser weißen Yacht, die er jeden Tag gesehen hat, und an deren Bug in schönen goldenen Buchstaben das Wort «Hellas» steht.

Die Falschmünzer.

Das Nilpferd war heute abend noch dicker als sonst. In seiner eigenen Wohnung, eingerahmt von afrikanischen Jagdtrophäen und englischen Pfeifen, wirkte es wie ein tropisches Säugtier, dem ein freundlicher Zoo einen besonders luxuriös ausgestatteten Käfig bewilligt hatte. Erst wenn man sein unverkennbares Zürdeutsch hörte, fiel einem ein, daß das Nilpferd eigentlich Köhler hieß und einer der besten und bestbezahlten Mitarbeiter der «Neuesten Nachrichten» war.

Im allgemeinen schätzte das Nilpferd Einladungen nicht. Aber heute trieb ihn etwas, das bei einem Journalisten stärker ist als alle Hemmungen: die Neugier. Er mußte einfach wissen, wie dieser junge Hösslin den vertrackten, undurchsichtigen, aufregenden Fall Xylander gelöst hatte, wie die unheimliche Ermordung des Arnold Loos in der Bergbahn Niesen-Mülenen damit zusammenhing, er wollte endlich die Zusammenhänge sehen zwischen dem Tod der Johanna Beurer, den Kioskbränden, der Entführung des kleinen Robbi und der mustergültig eingerichteten Falschmünzerwerkstatt auf der Yacht «Hellas».

Das Nilpferd glaubte sogar, einiges Recht zu besitzen, eine lückenlose Aufklärung serviert zu bekommen. In der letzten Redaktionskonferenz der «Neuesten Nachrichten» hatte er nämlich durchgesetzt, daß man Herbert Hösslin als festbezahlten Mitarbeiter in den Verband der Zeitung aufnahm, und jetzt wollte er die Belohnung dafür einkassieren.

Es sollte eine richtige Feier nach allen Regeln der Kunst werden. Unwahrscheinliche Mengen Whisky standen bereit; die in tausend Stürmen erprobte Haushälterin, Fräulein Vögelin, hatte Berge von Sandwichs

(Fortsetzung Seite 559)



Fabrikanten:
Jakob Laib & Co., Amriswil
(Thurgau)



rau, schau wem

So gewissenhaft, wie eine Hausfrau beim Einkauf prüft, was man ihr bietet, so gewissenhaft prüfen wir die Rohstoffe, die wir für unsere Yala-Tricotwäsche verwenden. Und ebenso gewissenhaft prüfen wir auch jedes Stück, das unser Haus verläßt. Diese wiederholten sorgfältigen Prüfungen, die Yala-Wäsche durchzumachen hat, und der Grundsatz, nur das Beste zu verwenden und sich nicht mit «ebensogutem» zu begnügen, bürgen dafür, daß jede Käuferin eines Yala-Wäschestückes den wahren Gegenwert für ihr Geld erhält. Das ist auch der Grund, warum Yala-Tricotwäsche im ganzen Land herum so beliebt geworden ist. Und gerade die kritisch eingestellten Schweizerfrauen bevorzugen sie und haben längst erkannt: Wer Yala trägt, der weiß warum.

Yala-Tricotwäsche ist in den meisten guten Geschäften erhältlich



wie kleine Hügel von Torten aufgestapelt, denn es konnte sein, daß auch Damen erschienen. Das Nilpferd wußte nicht, wer kommen würde. Er hatte es dem Ehrengast überlassen, mitzubringen, wen er wollte. Das Nilpferd fand, dies sei die angenehmste Art der Einladung. Man mußte sich um nichts kümmern und lernte in seinem eigenen Hause nette Leute kennen.

Als Herbert mit seinem Gefolge anrückte, verzog der Dicke sein Gesicht. Es waren viel zu wenig, vier Stück, wovon das vierte eigentlich nur ein halbes war.

«Vielleicht hätte ich Kindermilch auf Eis legen sollen», brummte er zur Begrüßung und betrachtete unfreundlich aus der Fülle seines Fettes den Pagen Bernd Schwyzer, der im blauen Sonntagsanzug mit den langen Hosen und hochrot verlegtem Gesicht eine etwas klägliche Figur machte.

«Du kennst doch meinen alten Freund Bernd», sagte Herbert, und das «Freund» war ganz dick gedruckt. «Der hat früher deine schlechtgeschriebenen Manuskripte aus einem Zimmer ins andere gebracht, als er noch bei den ‚Neuesten Nachrichten‘ angestellt war. Hüte dich, ihn anzugreifen. Er ist ein kleiner Held des Tages, und ohne ihn hätte ich nichts herausbekommen.»

«Dann muß er Whisky trinken», bemerkte Herr Köhler-Nilpferd. «Mir wird sowieso alles liegen bleiben. Ihr seid schamlos wenig.»

«Qualität ist besser als Quantität», bemerkte Trudi Leu und warf einen vielsagenden Blick auf die Leibesfülle des Gastgebers.

«Witze über meine Korpulenz nehme ich außerhalb der Geschäftsstunden nicht entgegen», erwiderte der Dicke und half Trudi ritterlich aus dem Mantel.

«Dies ist Herr Meyrat, ein Freund von uns», stellte Herbert vor, «und dies ist mein Onkel Wienert, die Polizei persönlich und trotzdem ein umgänglicher Mann.»

Händeschütteln, Begrüßung, dann ging man in das große Zimmer mit der Terrasse, dessen Fenster weit offenstanden und einen wunderbaren Blick auf die abendliche Stadt und den spiegelnden See freigab.

Fräulein Vögelin konnte sich nicht darüber beruhigen, daß so wenig Gäste gekommen waren. Aber ihre Bröchen fanden geradezu reißenden Absatz und erregten so viel Durst, daß auch die Whiskyvorräte allmählich abnahmen. «Auf dein Wohl, Herbert!» sagte das Nilpferd, und es war sehr ernst und gut gemeint. Man trank sich zu, man sprach wenig, man blickte hinaus auf die flimmern-

Nächtliche Bahnfahrt

Von Paul Ad. Brenner

Ein Licht, ein fernes — dann ein Wald, ein Haus ...
Dann nichts als Nacht und graue Nebelbänke.
Die letzten Sterne löschen langsam aus,
Als ob die Welt durch hundert Nächte sänke.

Wir fahren weit und jeder hat sein Ziel.
Vielleicht daß wir zusammen eines finden?
Was wir gemeinsam haben: hier ist's viel —
Doch wenig wird uns morgen noch verbinden.

Wenn ich die Sterne nah ans Fenster halte,
Seh ich die Nacht durchs spiegelnde Geviert,
Und wie sich tief in eines Tales Falte
Ein Bach, ein Wald — vielleicht ein Mensch verliert.

Der Takt der Räder schläfert leis uns ein.
Das blaue Nachtlicht flimmert durch die Lider.
Und jeder sucht nur tiefer sich allein
Und findet sich in seinen Träumen wieder ...

Wie — wenn wir so durch Jahre reisen müßten ...?
Fühlst du, wie Nacht in unsere Herzen dringt?
Indessen über eisernen Gerüsten
Die weiße Kraft in allen Drähten singt.

den Lichter der Stadt. Mit aufgerissenen Augen betrachtete Bernd die zahlreichen Jagdrophäen, und als er gar ein zerschlossenes Löwenfell bewunderte, hatte er die Sympathie des Nilpferds endgültig erobert. Trudi, in einem neuen Kleid, hatte sich neben Gaston Meyrat gesetzt, der ein bißchen blaß und trostbedürftig aussah, Wienert zog an einer Brissago und widmete sich gründlich dem Whisky.

«Ich habe dir vorhin gratuliert, Herbert, aber ich weiß eigentlich doch gar nicht, wozu», begann das Nilpferd.

«Wenn ich ehrlich sein soll: der Fall Xylander ist mir völlig unklar. Ich weiß nur ein paar grobe Einzelheiten. Aber ich weiß nichts von den Zusammenhängen, nichts von den drei Kiosken, nichts von Johanna Beurer. Ich tappe im Dunkeln.»

«Also gut», sagte Herbert, und blickte nachdenklich in den besänftigenden Abend hinaus. «Ich werde dir helfen. Die Fäden sind freilich so verwickelt, daß es schwer ist, den Anfang dieses Knäuels zu finden.» Herbert machte eine Pause. «Ich glaube, man muß mit Eleuthrios Xylander beginnen», fuhr er fort. «Mit Xylander und der Zigarrenfabrik ‚Makedonia‘. Wann Xylander den Entschluß gefaßt hat, auf seiner Yacht ‚Hellas‘ eine Fälschmünzerwerkstatt aufzubauen, das wissen wir natürlich nicht. Aber ich vermute, daß er sie schon mehr als drei Jahre im Betrieb hat. Die Bilanzen der ‚Makedonia‘ sahen nie sehr rosig aus, aber seit drei Jahren ist die Fabrik in einem solchen Maße zurückgegangen, daß Herr Xylander seinen finanziellen Zusammenbruch unabwendbar vor sich sah. Ein Mann wie Xylander erträgt keinen Ruin, ein Mann wie Xylander braucht ein Haus, Dienerschaft, eine Yacht und eine kostspielige Freundin in Saloniki. Wenn die Zigarrenfabrik das nicht mehr abwirft, greift man zu anderen Mitteln. Und es gibt eine Sorte levantinischer Kaufleute, die es mit den Grundsätzen der kommerziellen Ehrlichkeit nicht so genau nimmt.» «Stimmt», warf das Nilpferd dazwischen. «Davon könnt ich euch nach drei Jahren Konstantinopel einiges erzählen.»

«Mit der Ausführung der Pläne nahmen sie es freilich sehr genau. Und das System, das sich Xylander mit Waclaw Zagorski ausgedacht hatte, war raffiniert genug. Die regelmäßige Lieferung bestimmter Zigarrenmengen nach Polen bestand sowieso, das konnte man benutzen, um unauffällig das große Experiment zu wagen. In dem Schiff ‚Hellas‘ wurde eine Werkstatt eingerichtet, in der man polnische 100-Zloty-Scheine herstellte. Strupp, Bootsführer und ehemaliger Mechaniker, übernahm den technischen Teil. Und nun kommt Xylanders glücklicher Einfall, die Scheine unauffällig über die Grenze zu bringen. Jede Woche brachte der Chauffeur Pedroni eine kleine Sendung Zigarren in die Wohnung des Direktors. Er erhielt dafür ebenfalls eine kleine Sendung Zigarren, aber es waren nicht die gleichen. Es war eine besondere Sorte Zigarren. Von außen sah man ihnen nichts an. Sie sahen aus wie alle ‚Saloniki 6‘. Aber rauchen konnte man sie nicht, denn unter dem Deckblatt steckte ein polnischer 100 Zloty-Schein.»

(Fortsetzung folgt)

Zum Frühling

einen *Glco*

Erhältlich überall bei den selbständigen Schuhhändlern. J. Lüthi & Co., Burgdorf